Zeitschrift: Tätigkeitsbericht der Naturforschenden Gesellschaft Baselland

Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Baselland

Band: 10 (1933-1935)

Artikel: Die ersten Grabungen auf der Höhensiedlung Burgenrain bei Sissach 1933/34

Autor: Frey, M. / Horand, J. / Pümpin, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-676494

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die ersten Grabungen auf der Höhensiedlung Burgenrain bei Sissach 1933/34.[1])

Von **M. Frey** (Sissach), **J. Horand** (Sissach), **F. Pümpin** (Gelterkinden).

A. Ausgrabungsbericht.

Im Jahre 1933 entdeckte Herr Lehrer *Max Frey* aus Sissach auf dem Burgenrain[2]) vorgeschichtliche Scherben, die an verschiedenen Stellen im Aushub von modernen Grenzsteinsetzungen lagen. Nach ihrer Art gehörten sie der späten Hallstattzeit, also etwa dem 4.—5. vorchristlichen Jahrhundert an.

Veranlasst durch die Sissacher Museumskommission, sowie durch die kantonale Kommission zur Erhaltung von Altertümern, welche auch in verdankenswerter Weise die nicht geringen Kosten übernahm, wurden in den Jahren 1933/34 grössere Sondiergrabungen durchgeführt [3]).

1. Das Grabungsgelände.

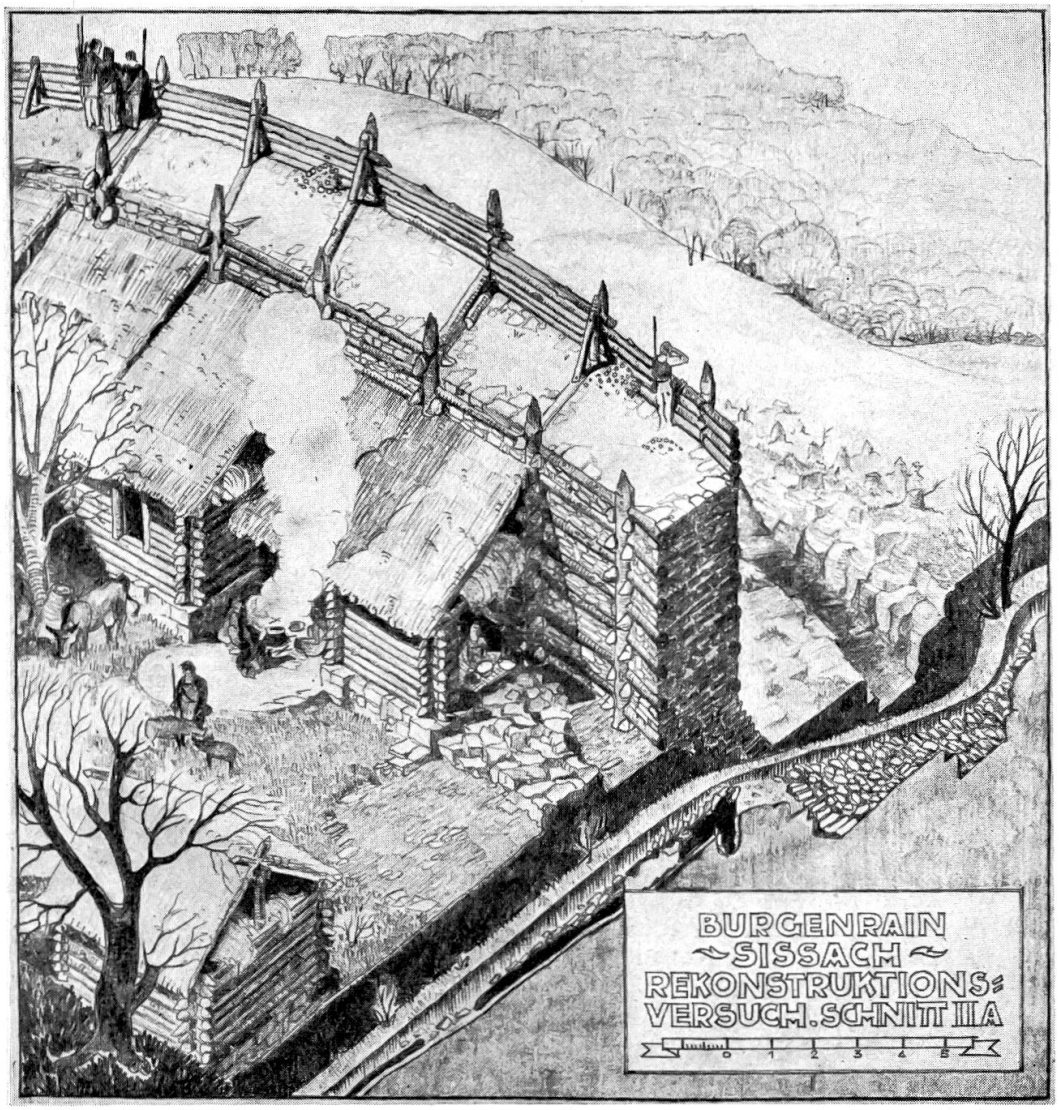
Südöstlich von Sissach schiebt sich der Burgenrain als heute bewaldete Kuppe, vom Homburger- und Diegtertal eingefasst, gegen das Ergolztal vor. Seine teilweise felsigen Hänge stürzen steil gegen die genannten Täler ab. Oben wird die Burgenrainkuppe durch einen schmalen Sattel über das Hofgut Wölflistein mit dem höher gelegenen

[1]) Vorliegende Arbeit berührt in keinem Punkte die Resultate, die nach den grosszügigen Ausgrabungen des Arbeitslagers Wölflistein unter Leitung von Dr. Vogt im Jahre 1935 herauskamen. Am Schlusse unserer Sondiergrabungen im Jahre 1934 gab es für uns wohl eine hallstattzeitliche Befestigung mit Wohnbauten, dagegen ahnten wir sozusagen nichts weder von den neolithischen Wohnstellen, noch von der riesigen frühmittelalterlichen Burganlage.

[2]) Der heute fälschlicherweise „Burger-" oder gar „Bürgerrain" bezeichnete Berg wird im 15. Jahrhundert richtiger als „Burgenrain" bezeugt, in welchem Namen sicher die uralte Überlieferung steckt.

[3]) Der „Ausgrabungsstab" bestand aus den Herren M. Frey, Lehrer, J. Horand, Gemeindeverwalter aus Sissach und F. Pümpin, Gelterkinden. Die Herren Hans Rieder und Ad. Kern erwiesen sich als geübte Ausgräber, die den Arbeiten grösstes Interesse entgegenbrachten. Grosser Dank gebührt Dr. Leuthardt †, Konservator des Kantonsmuseums in Liestal, der uns jederzeit seine vielseitigen Kenntnisse lieh und auch mehrmals im Jahre 1933 die Ausgrabung besuchte. Ebenso stand uns Dr. Vogt, Konservator am Schweiz. Landesmuseum in Zürich, stets helfend zur Seite, so hauptsächlich beim Studium des reichen Fundmaterials. Ein wahres Glück verdanken wir auch dem Umstand, dass im Jahre 1934 auf dem Wittnauerhorn gleichzeitig grosszügige Ausgrabungen stattfanden, deren Leiter, Dr. Bersu, Direktor der römisch-germanischen Kommission des „Deutschen archäologischen Institutes", Frankfurt a. M., uns jederzeit mit seinen überlegenen Kenntnissen bereit-

Oberg verbunden. Vorn, wo sich als Abschluss des Sattels die Spuren einer uralten Befestigung zeigen, weitet sich eine unregelmässige, ovale, vorn zugespitzte Hochfläche, die sog. „Burgerrainägerten“,



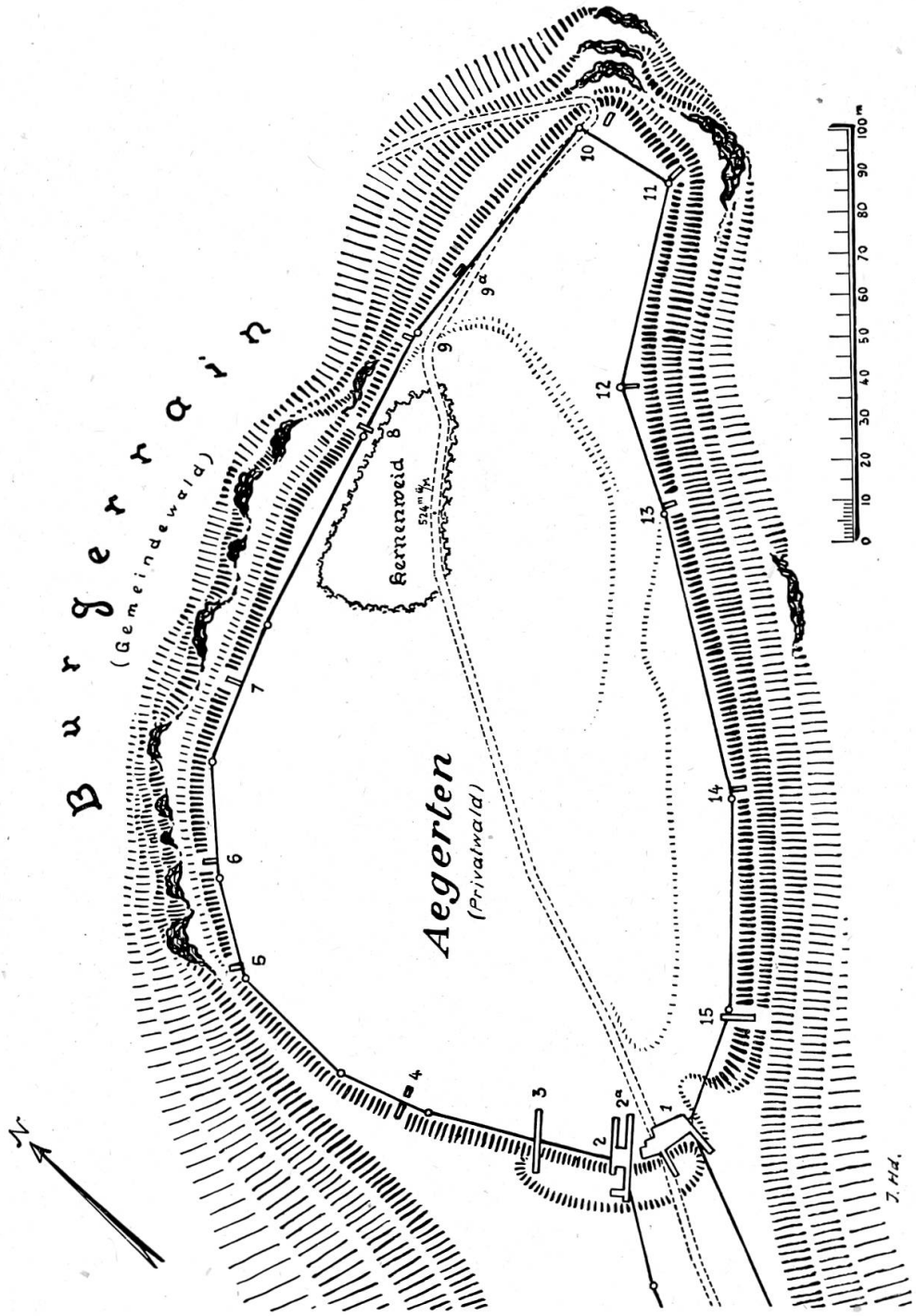
Burgenrain Sissach. Rekonstruktion der Hallstattmauer. A. Müller.

willig zur Verfügung stand, — ein Umstand, der uns zu besonderem Nutzen wurde. Mehrmals wurden unsere Grabungen im Laufe des Sommers 1934 von in- und ausländischen Prominenten besucht, ebenso von den Teilnehmern des Schweizerischen Urgeschichtskurses in Wittnau.

Eine Veröffentlichung der Forschungsergebnisse erfolgte erstmals in der Tagespresse durch Gemeindeverwalter J. Horand. Separatabdruck aus der Baselland-schaftlichen Zeitung Nr. 47—50, 1935. Ebenso hielten kurz darauf M. Frey und F. Pümpin entsprechende Referate anlässlich einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft Baselland in Liestal.

das eigentliche Siedlungsgelände, aus. Der Flächeninhalt dieses abgeriegelten Platzes beträgt 2.78 ha.

Mit Ausnahme einer kleinen Waldlichtung, der „Kernenweid", ist die Hochfläche heute von einem teilweise magern Waldbestand bewachsen. Die Kernenweid bildet den höchsten Punkt des Burgenrains (524 m ü. M.). Von hier fällt das Gelände ziemlich stark gegen



Burgenrain Sissach: Situations- und Grabungsplan.

die Bergnase ab, wo es in einen Felssporn ausmündet. Die hier sehr unruhige Beschaffenheit des Waldbodens rührt hauptsächlich von den vielen übermoosten Lesehaufen her, die auf frühern Ackerbau schliessen lassen.[1])

Mit seinen durch steile Berghalden geschützten Flanken war der Platz für eine vorgeschichtliche Siedlung ausserordentlich günstig gelegen. Die alte Befestigung zeigt sich noch vor allen Dingen an der Gefahrseite, d. h. gegen den Wölflisteinsattel hin, wo stellenweise die Überreste eines Wehrgrabens und einer künstlichen Terrassierung vorhanden sind. In grossem Bogen verbindet sie die beiden Berghänge, an deren Kanten sie sich anscheinend fortsetzt. Eine merkwürdige Erscheinung finden wir hinter der Plateaukante, auf die uns Dr. Bersu aufmerksam machte. Es ist dies eine Art Terrainsenkung, ein Graben, der parallel dem Geländeabsatz folgt. Wahrscheinlich war es der Materialgraben für den Bau der Wehrmauer, im Gegensatz zur Gefahrseite, wo das Baumaterial aus dem Festungsgraben selbst gewonnen wurde. An der Gefahrseite ist an einer Stelle die terrassenartige Böschung leicht unterbrochen. An beiden Seiten befinden sich zwei gut sichtbare Steinhöcker. Vermutlich befand sich hier ein Tor.

Heute ist die „grosse Burgerrainägerten" durch schöne Weganlagen ausserordentlich leicht zugänglich. So mündet vorn an der Bergnase ein Zickzack-Weglein auf das Plateau. Ob hier zur Siedlungszeit ebenfalls ein Zugang vorhanden war, konnte noch nicht festgestellt werden. Ein weiterer Weg führt heute über den Rücken von Wölflistein her ins Plateau hinein. Ihm sehen wir zur Linken eine parallel laufende dammartige Terrassierung, welche möglicherweise nach Dr. Bersu mit dem alten Torweg in Verbindung zu bringen ist.

2. Die Sondiergrabung im Sommer 1933.

Vor allem galt es, einmal den künstlichen Charakter der terrassenartigen Böschung festzustellen. So wurde zunächst etwas westlich des sog. „Tores", quer durch die Anlage ein Versuchsgraben I gezogen. Das Resultat bestätigte die Vermutung. Ausser dem „Wall" wurde der davorliegende Wehrgraben durchschnitten, der 1 m 20 tief und 4.50 m breit aus dem gewachsenen Fels herausgebrochen worden ist. Er war ganz mit den losen Steintrümmern

[1]) Sehr interessant ist der Umstand, dass die Grenze zwischen dem Sissacher Bürgergemeinde- und Privatwald ausgerechnet den Spuren der Befestigung folgt.

des eingestürzten Walles gefüllt. Knapp hinter dem Graben, in der auffallenden Böschung, fanden wir die Überreste des Walles oder der Wehrmauer, als lose Steinschichtung. Die Steine waren alle in einer bestimmten Richtung geordnet und waren z. T. in grienigem oder lehmigem Material von rötlicher Farbe gebettet, z. T. von dunklem Humus durchsetzt. Der Durchmesser dieser Steinpackung betrug etwa 2.50 m, seine Höhe noch 70 cm. Ihre Unterlage bildete der gewachsene Fels. Bemerkenswert ist eine schöne, retuschierte Silexklinge, die wir an der Basis des Steinwalles fanden.

Der Sondiergraben wurde weiter ins Siedlungsinnere geführt. Hart hinter der Befestigung begann eine tiefschwarze, aschenhaltige Kulturschicht, die stark mit Tierknochen, Scherben, aber auch metallenen Gegenständen durchsetzt war. Diese Kulturschicht fand sich in einer Tiefe von etwa 30 cm unter der heutigen Oberfläche, in einer Mächtigkeit von 35 cm. Überlagert war sie von einer merkwürdigen Steinschicht; ihr Untergrund bestand aus rotgelbem lehmigem Material, das als gewachsener Boden anzusprechen ist. Nach etwa 3 m Ausdehnung hört die Kulturschicht auf. An ihre Stelle treten grosse horizontal- und übereinanderliegende Steinplatten, ein mauerartiges Gebilde, das sich auch in der angeschlossenen Fläche I verfolgen liess.

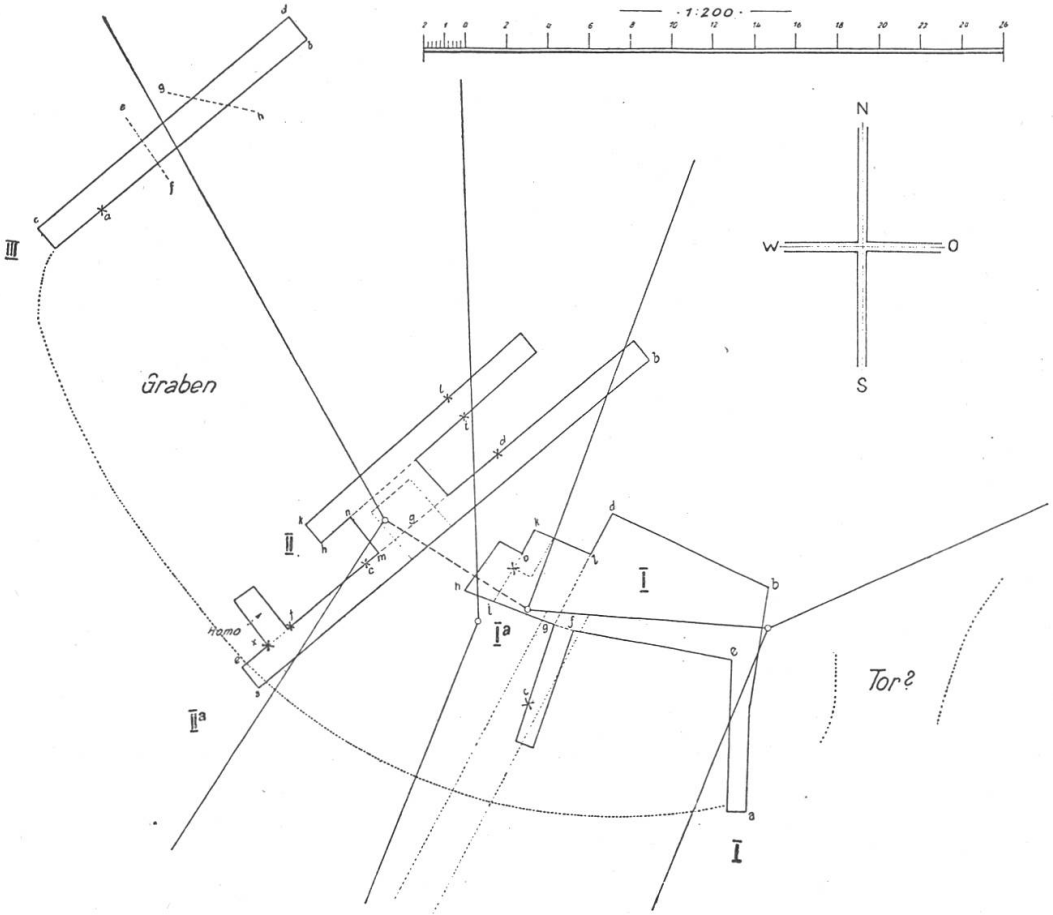
Da die 1933 begonnene Fläche I im folgenden Jahr erweitert wurde, soll sie weiter unten mit den hier vorgefundenen Pfostenlöchern besprochen werden.

3. Grabungen im Sommer 1934.

Mit unsern wenigen Arbeitskräften war natürlich an eine vollständige Durchforschung der Befestigung und des Siedlungsinnern nicht zu denken. Unsere Arbeiten beschränkten sich auch dieses Jahr auf eine teilweise Untersuchung des Wehrsystems und der angeschlossenen Bauten. So hauptsächlich an der Südwestseite, d. h. an der Gefahrseite der Anlage. Wir dürfen zufrieden sein mit dem, was wir herausbrachten. Ist auch damit die bautechnische Seite der Befestigung und der Häuser lange nicht ganz gelöst, so sind wir auf der andern Seite durch die Fülle an Fundgegenständen reichlich entschädigt worden.

Grosse Schwierigkeiten setzte uns die Bodenbeschaffenheit entgegen. Bis auf 30—40 cm Tiefe ging immer ein harter Kampf mit dem Wurzelgewirr voraus. Auch der manchmal sehr steinige Boden gab uns viel zu schaffen.

Der einzige Schnitt I, der 1933 westlich des fraglichen Tores gezogen wurde, genügte nicht, um einen richtigen Einblick in das Befestigungssystem an der Gefahrseite zu erhalten. Wir zogen hier weitere Schnitte: Ia, IIa, II, III und XV. Mit ihnen durchschnitten wir jeweils die Befestigung und ein Stück des Siedlungsinnern. Im allgemeinen waren sie 1 m breit und womöglich bis in den gewachsenen Boden geführt. Anders die Flächen. Die



Burgenrain 1933/34. Schnittplan der Südwestseite.
Aufnahme: H. Dettwiler, Gelterkinden.

ursprüngliche Fläche I wurde erweitert und ihr Fläche Ia angeschlossen. Ferner entstand durch die Verbindung der Schnitte II und IIa eine erweiterte Fläche II. Mit 12 weitern kleinen Schnitten suchten wir längs der Berglehne nach Mauerüberresten.

Die kleinen Schnitte am Plateaurand.

Zusammenfassend ist folgendes zu sagen: Die Steinschichtungen der Mauerruine sind fast in 12 Schnitten mehr oder weniger ausgeprägt festgestellt worden. Am deutlichsten vorn an der Bergnase,

ebenso an der Ostseite des Plateaus. (Schnitte 9, 9a, 10, 11, 12, 13 und 14.) An der Westseite, wo natürliche Felsabstürze das Plateau schützen, waren nur kümmerliche Mauerreste vorhanden. Mit dem Schnitt 9a wurde ein Stück der Mauerausenfront freigelegt. Die Schnitte waren aber zu schmal und zu kurz angelegt, um Einzelheiten der Mauerkonstruktion beobachten zu können. An verschiedenen Stellen fanden sich auch Kultureinschüsse, wie Scherben, Knochen und Bronzen.

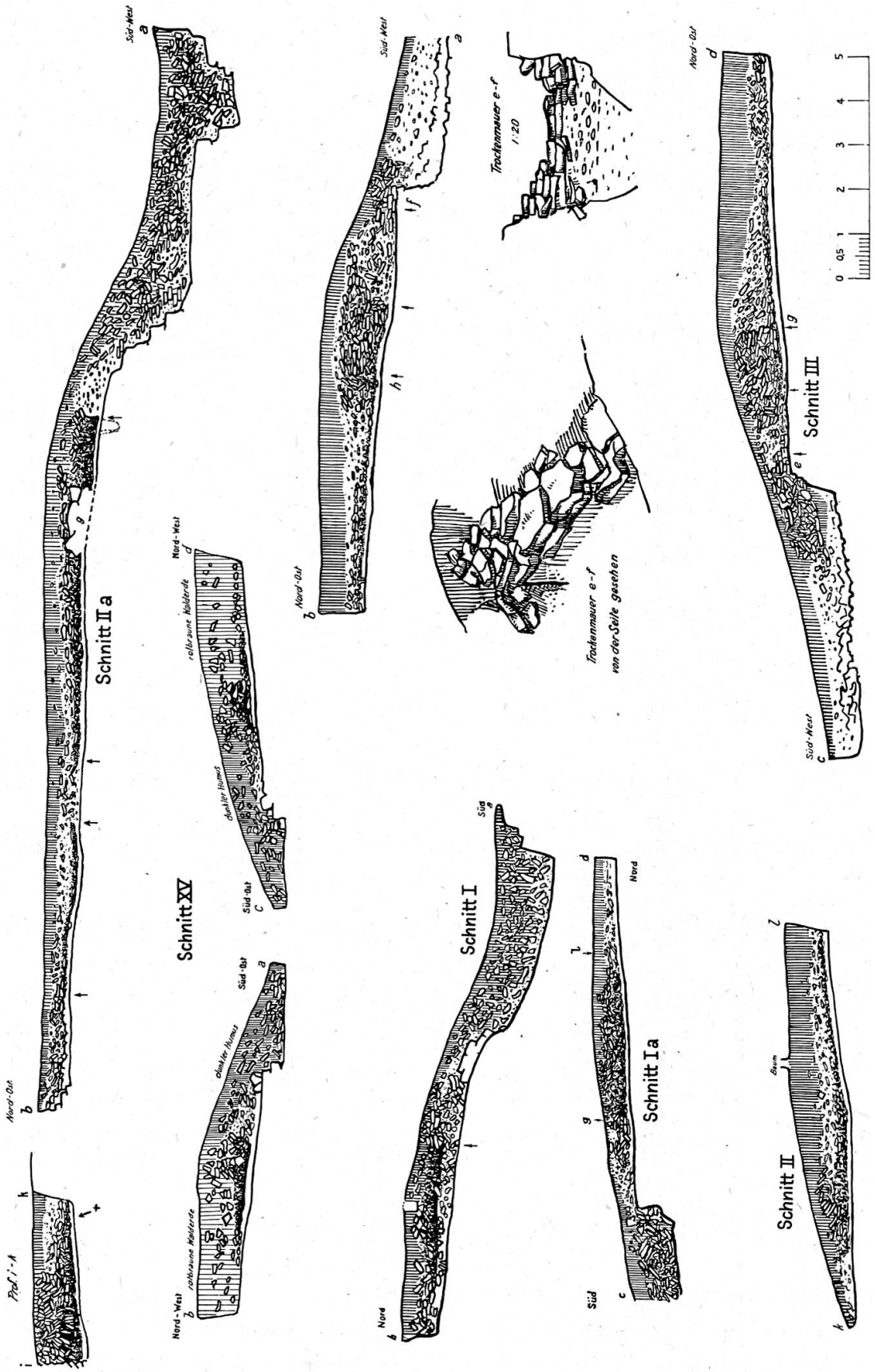
Die langen Schnitte an der Gefahrenseite.

Schnitt XV.

Dieser Schnitt wurde an der Stelle plaziert, wo sich die Befestigung allmählich an den östlichen Steilhang anlehnt, um von da aus der Plateaukante zu folgen. Er wurde quer durch die Böschung gezogen, deren künstlicher Charakter festgestellt werden konnte. Der mit Bautrümmern gefüllte sog. „Mauerfuss" (Bersu) wurde leider nicht ausgeräumt, wodurch uns der Einblick in das Vorgelände versagt blieb. Auf einer stehengebliebenen Felsbank fanden wir horizontalliegende Steinplatten, welche mit einem grienigen Verwitterungsmaterial vermischt waren. Gleich hinter dieser Zone, die nichts anderes als die Überreste der alten Wehrmauer darstellt, beginnt eine etwa 20—30 cm mächtige Kulturschicht. Sie lässt sich nur etwa 2,50 m weit verfolgen, wo sie scharf abbricht. Ihre Entstehung verdankt sie einer Wohnstelle. Das Absturzmaterial der Mauer liegt zum Teil in und über der Kulturschicht und ist von dunklem Humus durchsetzt, der weiter hinten in eine gleichmässig rotbraune Walderde übergeht.

Schnitt Ia. Prof. S—N (c—d).

Das Profil der westlichen Wand der Fläche I, sowie ein nach Süden gezogener Verlängerungsgraben ergaben den Schnitt Ia. Es fand sich auch hier der mit Bauschutt gefüllte Graben, über den das heutige Wölflisteinweglein führt; dann auf der Böschung ein grieniges Material mit starken Brandspuren, das von übereinanderliegenden Steinplatten an der innern Seite eingefasst war. Es ist dies das Mäuerchen, das später im Querprofil (Fläche Ia) tadellos erhalten zum Vorschein kam. Zusammen mit dem grienigen Material bildete es die Reste der Wehrmauer. Dahinter folgte wiederum die anfangs 30 cm mächtige Kulturschicht, die sich etwa 4½ m nach



Burgenrain 1933/34. Schnittprofile.

Aufnahmen: F. Pümpin, Gelterkinden.

hinten verfolgen liess. Über der Kulturschicht lagen, schief zu ihr, die von der Mauer nach innen abgestürzten Steinplatten. Der Untergrund bildet der bekannte rotgelbe, steinige Lehmboden.

Sehr aufschlussreich war der schöne

Schnitt IIa. Prof. SW—NO (a—b),

der westlich der Grabung 1933 gezogen wurde. Mit ihm durchschnitten wir den ausgebrochenen Graben, die Mauerreste und in der Länge von etwa 15 m das Siedlungsgelände. Der Wehrgraben bildet zunächst eine 1.70 m tiefe Kluft, in welcher sich zu unterst die Überreste eines menschlichen Skelettes fanden. Zwischen dieser Kluft und der Steilböschung blieb eine horizontale Felsbank, eine Art Berme stehen. Der Graben war fast vollständig mit den Trümmern der eingestürzten Mauer gefüllt. Es fanden sich darin aber auch einzelne Rundkiesel, sog. Schleudersteine (Bersu), sowie gelegentlich Scherben, die von gleicher Beschaffenheit waren, wie die in der Kulturschicht gefundenen. — Der Standort der Wehrmauer auf der innern Grabenböschung liess sich wiederum durch das merkwürdige grienige Material erkennen, in dem wenige Steine lagen.[1])

Die Mauer selbst scheint schon im Graben zu beginnen, indem sich unten einzelne übereinanderlagernde sog. „gute" Steine erkennen lassen, die den „Mauerfuss" bildeten.

Hinter dem gelben Verwitterungsmaterial beginnt die tiefschwarze, anfangs 50—60 cm mächtige Kulturschicht. Die Begrenzung gegen die Befestigung ist scharf vertikal und beweist, dass diese nur durch eine Wand oder Mauer entstanden sein konnte. Die Kulturschicht liegt unter der humösen Walderde und ist ausserdem wieder von der bekannten Steinschicht überlagert. Ihr Untergrund (zunächst 1 m tief, dann langsam steigend) bildet ein zäher Verwitterungslehm. Eine Unmasse von Fundgegenständen wurden aus dieser Zone der Kulturschicht gehoben, so vor allem Knochen, Scherben und Spinnwirtel, dann aber auch sehr viele Bronzen.

---

[1]) Eine Erklärung dieses lehmig, grienigen Materials war zur Zeit der Grabung 1934 sehr schwierig. Wurde es beim Bau der Mauer als Auffüllmaterial verwendet? (Stein-Holz-Erdmauer?). Wir nahmen auch folgendes an: Während die grössern Steine beim Verfall der Anlage herausfielen, sickerte das grienige Material senkrecht hinunter und blieb auf der Mauerbasis liegen. Oder: Die grössern Überreste der Mauer — dass es solche noch später gab, bezeugt der mittelalterliche Name „Burgenrain" — wurden bei der nachherigen Urbarisierung des Innengeländes niedergelegt und die grössern Steine zur Verebnung benutzt; das reine Verwitterungsmaterial blieb, weil nicht hinderlich (zum Beackern?) liegen.

Die Kulturschicht liess sich zunächst bis 7.50 m weit verfolgen. Gegen ihr Ende nahm sie an Mächtigkeit ab. Es folgte nun eine sterile Zone von 1.50 m Breite, worauf die schwarze Kulturschicht wiederum mit 20 cm Dicke erschien. Nach einer Ausdehnung von 4 m verschwand sie gänzlich; grosse Steinblöcke traten an ihre Stelle. Ob wir die ersten 7.50 m der Kulturschicht als Hüttenausmass und die 1.50 m kulturschichtlose Erde als Raum zwischen einer andern, nur 4 m breiten Hütte betrachten dürfen, wollen wir noch dahingestellt lassen. In der Kulturschicht fanden sich merkwürdige Steinsetzungen. So kam an einer Stelle, unmittelbar hinter der Wehrmauer, ein weiteres mauerartiges Gebilde zum Vorschein (g), ähnlich wie wir es schon im Schnitt I besprochen haben, das wir vielleicht mit spätern Umbauten in Verbindung bringen müssen.

Schnitt II (Prof. SW—NO)

wurde hart westlich von Schnitt IIa gezogen. Der Wehrgraben wurde nicht durchschnitten. Im wesentlichen wiederholte sich das gleiche Bild wie bei Schnitt IIa. Die sehr fundreiche Kulturschicht lag etwas tiefer. Ihr Ende wurde nicht erreicht.

Ein anderes Bild bot der interessante

Schnitt III (Prof. SW—NO).

Weit ausserhalb der Befestigung beginnend, wurde er 18 m nordwestlich der Grabung II, 1.50 m breit, 16 m weit ins Siedlungsgelände gezogen. Als Erstes fiel auf, dass hier der Wehrgraben fehlt. Gleich unter dem Humus begann ein grieniges Verwitterungsprodukt, das bald in den anstehenden Fels überging. Dagegen wurde auch hier die Böschung künstlich gesteigert. Auf ihr befanden sich nun überraschender Weise die noch sehr gut erhaltenen Reste einer Trockenmauer (e—f), deren Unterlage aus sicher angeschüttetem grienigem Material von etwas dunklerer Färbung bestand. Die Mauer, oder besser gesagt, das Mäuerchen, bestand aus grössern genau übereinander gefügten Steinplatten und erreichte noch eine Höhe von 50 cm. Ausserhalb der Trockenmauer, also „feindwärts", zeichnete sich an den Profilwänden dreieckförmig das Absturzmaterial ab. Dabei ist zu bemerken, dass das „Dreieck" an der westlichen Profilwand auffallend grösser war, als das an der östlichen.

Betrachteten wir nun die Profilwände hinter der Trockenmauer, so begegnete uns ein scheinbar undefinierbares Gewirr von Gesteintrümmern. Es kostete ein aufmerksames Studium, bei dem uns

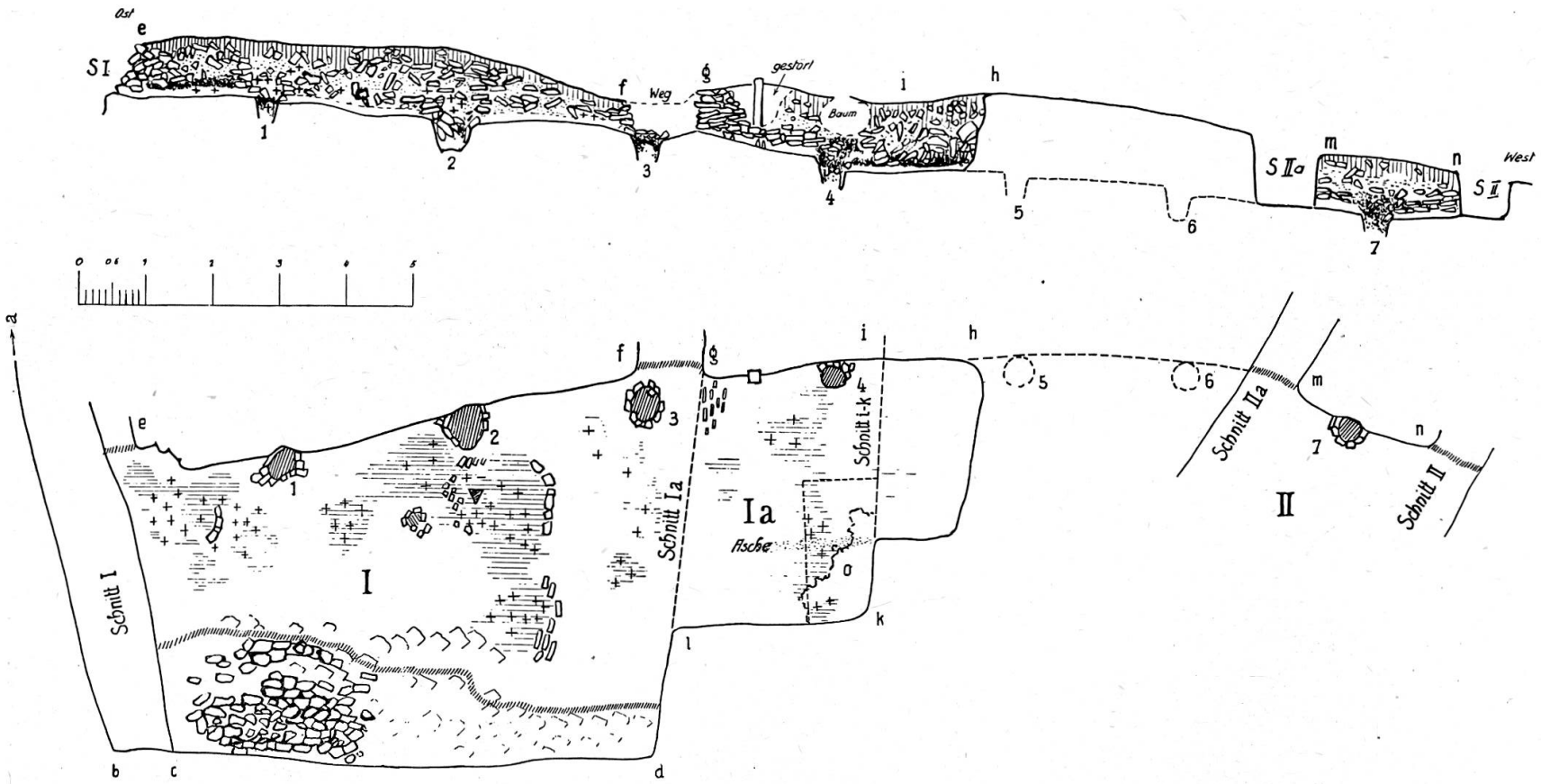
Dr. Vogt behilflich war, bis in diese Steinhaufen einigermassen etwas Klarheit geschaffen werden konnte. Bis etwa 2.50 m von der Aussenfront gerechnet, waren die teilweise horizontalliegenden „guten" Steine mit dem bekannten grienigen Material gemischt. Von hier begann eine magere Kulturschicht (bräunlich-grau), die sich an der 1.40 m tiefen Grabensohle entlangzog. Bemerkenswert sind die vielen Eisenschlacken, die hier vorkamen. Wo sich die horizontalliegenden Steine mit der Kulturschicht berührten, hätten wir die Innenfront der Wehrmauer feststellen sollen. Tatsächlich sassen hart ausserhalb dieser Zone die meisten Steine eher wieder schief zu den ersten.

Dieses verstürzte schrägliegende Material wurde aber sofort wieder von mächtigen, fast immer horizontalliegenden Steinmassen abgelöst. Es war dies eine unbekannte, von der Wehrmauer schräg rückwärtslaufende Konstruktion (g—h). (Vgl. auch die Beobachtungen in den Schnitten I, Ia und IIa und weiter unten.) Nachher standen die Steine eher wieder schief und waren in einer lehmigen Erde eingebettet. Diese Schicht fiel rasch nach hinten ab und war bis zum Humus mit einer rotbraunen Walderde bedeckt.

Die Flächen I, Ia und II und die Innenfront der Mauerruine mit den Pfostenlöchern.

Vieles, was mit den Querschnitten nicht festgestellt werden konnte, wurde nunmehr durch die Flächengrabung erreicht. Die Fläche I zwischen Schnitt I und Ia wurde, wie oben erwähnt, schon im Jahre 1933 begonnen und im folgenden Jahr erweitert. Ebenso wurde die Profilwand Ia durchbrochen, wodurch eine weitere Fläche Ia entstand. Dann mussten die beiden Schnitte IIa und II verbunden werden, welche Grabung wir mit Fläche II bezeichneten. Der Zweck dieser Grabung war, einmal die Innenfront der hallstättischen Befestigungsmauer auf ein grösseres Stück sorgfältig freizulegen, dann den Untergrund der Kulturschicht nach Häuserresten zu untersuchen.

Die Überraschung war insofern gross, als beim Tiefergraben tatsächlich Pfostenlöcher zum Vorschein kamen. — In Abständen von durchschnittlich 3 m hoben sich hart hinter der Innenfront der Mauerruine, d. h. an der Grenze zwischen Kulturschicht und Mauer, im harten gewachsenen Boden eingetiefte, runde oder ovale, etwa 30—50 cm breite Gruben ab, die mit lockerer Kulturschicht gefüllt waren. Ihre Tiefe betrug durchschnittlich 40—50 cm. Die schönsten Scherben fanden sich gerade in diesen Pfostenlöchern.



Burgenrain 1933/34. Rückseite der Wehrmauer und Grabungsflächen mit Pfostenlöchern.

Aufnahmen: F. Pümpin, Gelterkinden.

Im ganzen legten wir längs der Mauerinnenfront 5 Pfostenlöcher frei (Nr. 1, 2, 3, 4 und 7). Die ersten 4 in den Flächen I und Ia, Nr. 7 in der Fläche 2. (Die fehlenden Löcher Nr. 5 und 6 sind sicher vorhanden.)

Ausserhalb der Mauer, also auf der Gefahrenseite, versuchten wir nachträglich eine Kontrollgrabung, um ev. korrespondierende Pfostenlöcher an der Aussenfront zu finden. Genau gegenüber dem Pfostenloch 2, in einem Abstand von 2.70 m, kam im gewachsenen Boden eine Art mit lockerer Erde gefüllte Grube zum Vorschein, die eigentlich genau so beschaffen war, wie die Pfostenlöcher an der Innenseite, mit dem Unterschied, dass hier keine Kulturschicht nachrutschen konnte. Dagegen waren auch hier die senkrechten Steine in der Grube vorhanden. — Gegenüber dem Pfostenloch 1 deckten wir die Erde ebenfalls sorgfältig ab; doch fand sich hier nichts derartiges. Trotzdem müssen wir nach diesem Befund annehmen, dass die Wehrmauer beidseitig ziemlich steile Fronten besass, die durch senkrechte Pfosten gehalten wurden.

Die Art, wie die Innenfront der Wehrmauer noch erhalten war, liess erkennen, dass beim Bau auch Holzeinlagen verwendet wurden. Die Steinschichtungen waren nämlich nur noch an zwei Stellen deutlich erkennbar. So zwischen Schnitt I und Pfostenloch 1 und dann sehr schön zwischen g und Pfostenloch 4. Hier erreichte die aus dünnen Steinplatten aufeinandergeschichtete Mauer noch eine Höhe von 65 cm. An allen andern Stellen waren die Mauerreste zerfallen und von dem bekannten grienigen Material durchsetzt. So ist es möglich, dass die durch Pfosten gehaltene Mauer erst noch durch Längs- und Querbalken (Stämme) armiert wurde.[1]) Natürlich zerfielen die meisten Mauerteile nach dem Herausfaulen der Holzeinlagen.

In den Flächen suchten wir ebenfalls nach Pfostenlöchern. Doch kam, ausser an zwei Stellen (einem dunklen dreieckartigen Fleck hinter dem Pfostenloch 2 und einer weitern dunklen Stelle, die von Steinen umstellt war, östlich davon) nichts derartiges zum Vorschein. Dagegen fielen uns die Lehmfüllungen auf, die sich in der Nähe von den grossen Befestigungspfostenlöchern fanden und eine Art Terrassierung zu bilden schienen. Diese tennartigen, meist stark verbrannten Lehmböden, waren sicher künstlich erstellt. Auch wurden darin oft senkrechtstehende Steinplatten, teilweise in Reihen geordnet, vorgefunden, so hauptsächlich zwischen den Pfostenlöchern

[1]) Siehe oben S. 53.

2 und 3, ebenso in den Flächen Ia, zwischen Pfostenloch 3 und 4. Es ist sicher auffällig, dass diese „Steinsetzungen", zusammen mit den genannten Lehmschichten immer rechtwinklig zur Pfostenlinie der Mauer lagen. Wir müssen diese Erscheinungen mit den Hüttenböden in Verbindung bringen.

Die Hütten oder Häuser selbst müssen nach dem Befund der Grabung 1934 an die Wehrmauer direkt angebaut gewesen sein, d. h. die Innenseite der Mauer bildete zugleich die Rückwand der Häuser, die vielleicht von einem Schrägdach überdeckt an der Mauer anlehnten. Wenn wir in Ermanglung von Hüttenpfostenlöchern die Ausdehnung der Kulturschicht als Hüttenausmasse betrachten würden, so hätten wir in unserer Grabungszone verschiedene Grössen, Häuser von 2.50 m bis 7.50 m Durchmesser, die ziemlich eng aneinandergereiht gewesen sein müssen.

Leider wurde 1933 eine interessante Steinsetzung, die sich in der Fläche I als Abschluss der Kulturschicht zeigte, zum Teil weggeräumt. Immerhin konnte ein Teil des „Mäuerchens" noch festgehalten werden. Die gleiche Beobachtung machten wir auch im Profil I (siehe oben). Ähnliche merkwürdige Verhältnisse trafen wir in den Flächen Ia und II. Hier tritt das aus durcheinander liegenden Steinblöcken bestehende „mauerartige" Gebilde (g) aus der Profilwand IIa heraus und setzt sich halbkreisförmig gegen den Schnitt II fort. Wahrscheinlich wurden beim Graben verschiedene Steinblöcke herausgehoben, da anfänglich der zusammenhängende Charakter nicht erkannt wurde. Die Steine sassen mitten in der Kulturschicht. Die Versuchung lag anfänglich nahe, diese Steinsetzungen als Träger von Blockkonstruktionen zu betrachten. Ob es sich aber, was sicher wahrscheinlicher ist, um spätere Umbauten handelte, werden weitere Grabungen ergeben. (Siehe auch die schrägrückwärtslaufende Konstruktion im Schnitt III.)

B. Die Funde.

Obschon sich die Grabungen von 1933/34 auf den südlichsten Teil der Anlage beschränkten[1]), förderten sie doch eine Unmasse von Kleinfunden zutage: An die 4 Zentner Scherben und Knochen, dazu eine grössere Anzahl von Bronze- und Eisensachen, nebst einigen Steingeräten, fielen uns beim Abbau der schwarzen, torfigen

[1]) Die kleinen, nicht sehr tiefen Sondierschnitte am Plateaurand fallen bei unsern Betrachtungen kaum ins Gewicht.

Kulturschicht in die Hände. Im Juni 1934 stiessen wir bei der Untersuchung des Wehrgrabens auf ein menschliches Skelett, das wegen seiner Bedeutung für die anthropologische Forschung ebenfalls gehoben wurde. — Herr *Dr. E. Vogt*, Konservator an der prähistorischen Abteilung des Landesmuseums, der uns immer mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat, datierte die aufgefundene Keramik in Hallstatt D. Damit war erwiesen, dass der Burgenrain im zweiten Abschnitt der Hallstatt- oder Früheisenzeit besiedelt war und dass wir in der fundreichen Kulturschicht gewissermassen einen Niederschlag dieser Besiedelung vor uns hatten. — Die tierischen Reste erregten das Interesse unseres verstorbenen *Dr. F. Leuthardt*. Sie boten ihm eine letzte Gelegenheit, sich auf paläontologischem Gebiete zu betätigen, während Herr *Dr. Roland Bay* in Basel die wissenschaftliche Bearbeitung des Skelettfundes übernahm. Es bleibt uns also nur noch übrig, auf die Artefakte näher einzugehen.

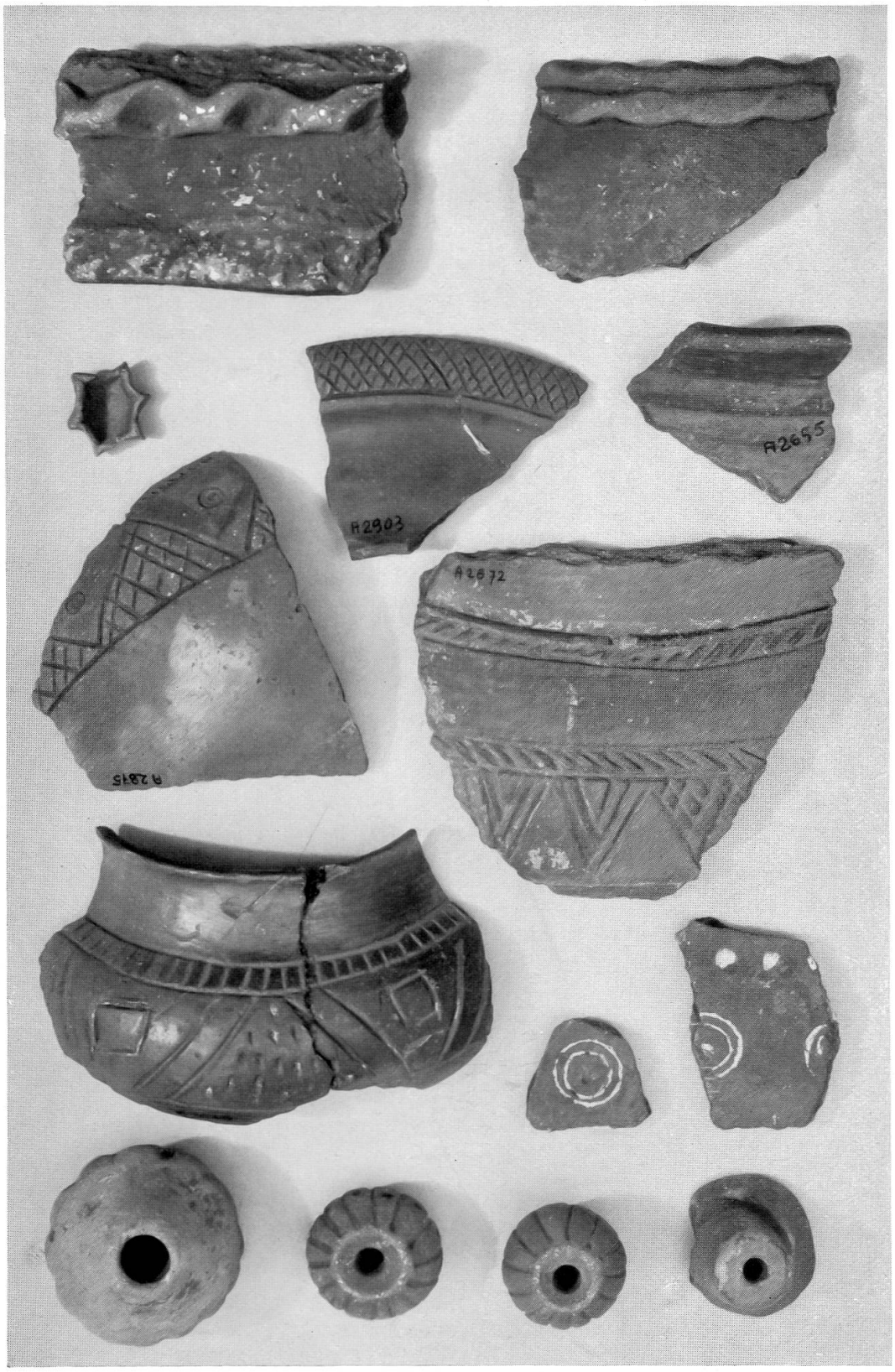
1. Die Keramik.

Kleinere Scherben fanden sich schon oberflächlich im Siedlungsgelände. Bei den Ausgrabungen kamen sodann recht ansehnliche und aufschlussreiche Stücke zum Vorschein. Am häufigsten war natürlich jene grobe Töpferware, die im Haushalt der vorgeschichtlichen Siedler eine Rolle spielte. Sie sei hier als Gebrauchskeramik bezeichnet. — Diese Ware zeigt den üblichen grauschwarzen Bruch und eine starke Magerung durch Quarz- und Feldspatkörner sowie Hauptrogensteintrümmer. In einzelnen Stücken ist ein Fossil des obern Braunjura, *Rhynchonella varians*, zu beobachten. Aus seinem Vorkommen in Gefässresten dürfen wir den Schluss ziehen, dass die Töpfer vom Burgenrain gern den anstehenden Varianslehm als Rohmaterial benützten.[1])

Die feinere Zierkeramik besitzt eine rote, gelbe, blaugraue oder schwarze Farbe. Eine besondere Art ist innen dunkelgrau und aussen rot. Offenbar wurde die ziegelrote Aussenschicht durch zweimaliges Brennen erhalten.[2]) Manchmal lässt sich auch eine tiefrote Bemalung feststellen. Dagegen ist selten ein Stück graphitiert. — Von einer Magerung ist bei dieser bessern Keramik meist nichts zu bemerken. Es scheint, dass der Töpfer nicht mehr unbedingt auf dieses Mittel — mit dem er bekanntlich das Schwinden der

[1]) Rhynchonella varians ist ein Leitfossil der Variansschichten!

[2]) Das Gefäss wurde nach dem ersten Brennen mit einem Lehmauftrag versehen und danach einem stärkern Feuer ausgesetzt.



Ausgrabung Burgenrain 1933/34: Verzierte Keramik (mit Kordeln, Dreiecksbändern, Schnurleisten, Augen u. s. w.) Tonsternchen, Spinnwirtel.

Tonmasse verhüten wollte — angewiesen war. Überhaupt weist die feine Beschaffenheit kleinerer Ziergefässe sowohl auf ein hohes töpferisches Können als auch auf eine entwickelte Technik des Formens hin. Bei ganz dünnwandigen Gefässen möchte man sogar an die Verwendung der Töpferscheibe glauben, wenn eine solche Annahme mit unserm derzeitigen Wissen über die Hallstattkultur in Einklang zu bringen wäre.

Soweit die vorhandenen Scherben Rückschlüsse erlauben, ist zu sagen, dass in Bezug auf die Gefässformen grosse Mannigfaltigkeit herrschte. Teller, Schalen, Tassen, Schüsseln, Näpfe, Krüge, Vasen und Urnen lassen sich an ihren Bruchstücken noch leidlich erkennen. Auch flaschenförmige Gefässe kamen vor, wie mehrere der von uns aufgefundenen Hals- und Schulterstücke beweisen. — Die Gefässränder zeigen im allgemeinen eine Profilierung, die wir bei den Hallstattgefässen nicht gewohnt sind: Sie sind steil aufgerichtet und nur ganz schwach ausladend. Eingezogene Ränder bilden eine seltene Ausnahme. — Die Böden eines gewissen Schalentyps fallen durch ihre Kleinheit und ihre absonderliche Formgebung auf: Sie sind in das kalottenförmige Gefäss als kleine Dellen eingelassen, so dass dieses weniger mit dem Boden als vielmehr mit der Wandung auf seiner Unterlage ruht.

Viele Gefässe waren mit Henkeln, Ösen, Warzen und dergleichen versehen. Hervorzuheben ist ein Doppelhenkel aus ziemlich hartem, schwarzem Material: Er ist so geformt, dass er gerade dem Zeige- und dem Mittelfinger eines erwachsenen Menschen Raum gewährt. — Als Teile einer Aufhängevorrichtung haben wahrscheinlich kleine, runde Löcher zu gelten, die hie und da in den Rändern flacher Schalen anzutreffen sind. Aus statischen Gründen müssen wir annehmen, dass sie immer zu dritt vorhanden waren. Gegenstände von rein praktischer Bedeutung waren die in den eisenzeitlichen Wohnungen hängenden Schalen sicher nicht.

Gefässe in Krug- und Urnenform wiesen vielfach ganz beträchtliche Grössen auf. Liessen sich doch aus Messungen an Schulterteilen Durchmesser von einem halben Meter und darüber ableiten. Es steht ausser Zweifel, dass die Burgenrainleute dieser Gefässe für ihre Wasserversorgung bedurften. Denn Quellen gibt es auf der felsigen Hochfläche des Burgenrains nicht (den nächsten begegnen wir 400 m weiter südlich, d. h. etwas oberhalb des Hofgutes „Wölflistein"!), und so musste das unentbehrliche Nass innerhalb der Siedlung in grössern Mengen aufgespeichert werden. — Von

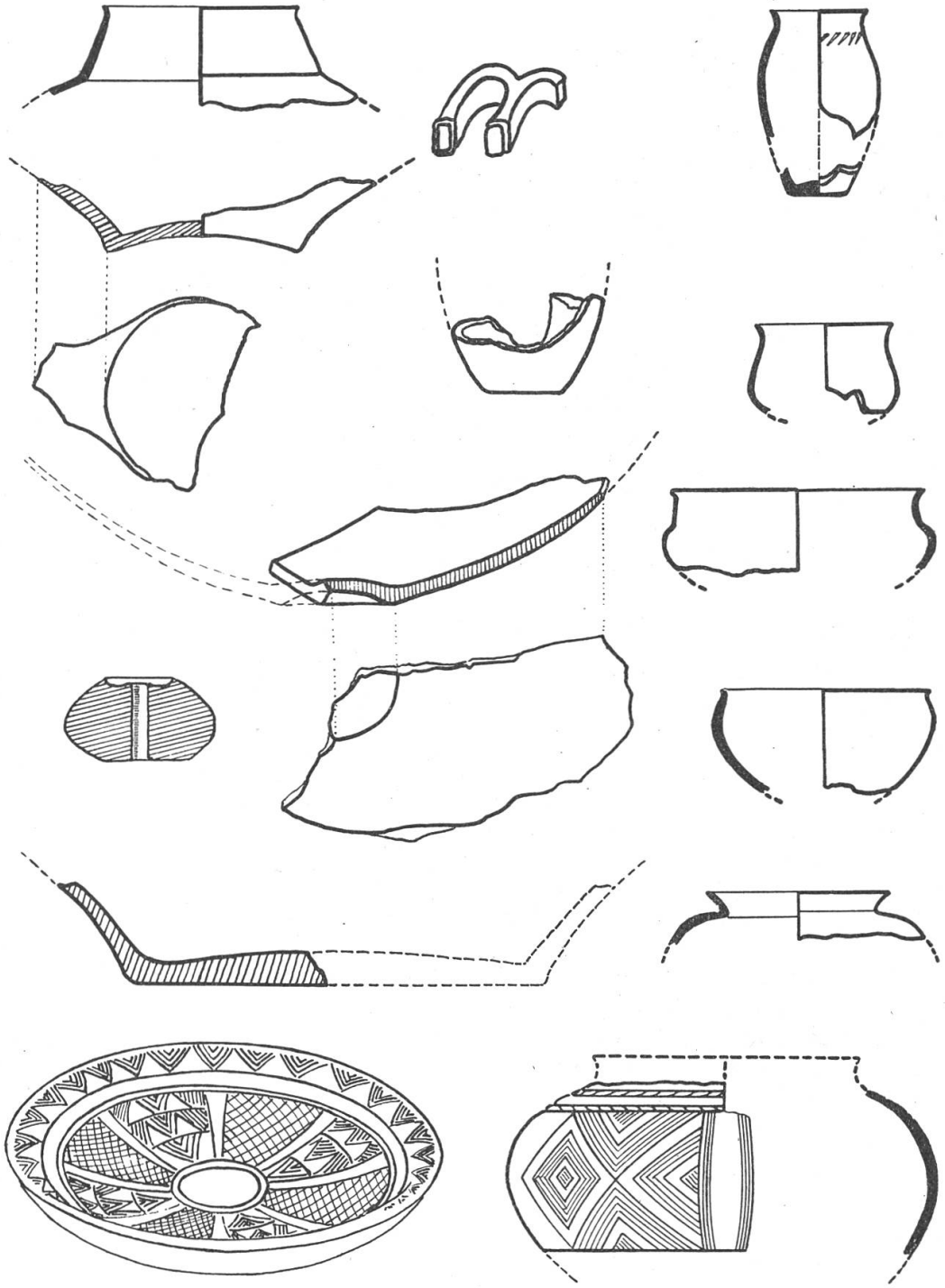
einem Gefäss, das förmlich als Riese unter seinesgleichen zu bezeichnen ist, fanden wir mehrere handgrosse Schulterstücke. Ihre hellrote Farbe verrät einen guten Brand. In der Nähe des Gefässmundes beträgt die Wanddicke 9, in der Nähe der Schulter 11 mm. Der Hals ist mit einer Kordel verziert, wie sie dieser Gefässtyp fast immer aufweist. Da die Schulter flach nach aussen verläuft, so ist auf eine weit ausgebauchte Form zu schliessen. Leider besitzen wir keine Bodenteile, so dass sich über die Gefässform als Ganzes nichts Bestimmtes aussagen lässt. — Diesen grossen Typen müssen wir einige Tässchen und Vasen gegenüberstellen, die wegen ihrer Kleinheit beinahe als Miniaturgefässe anzusprechen sind. Als Beispiel sei eine rötlichbraune Vase von 2 cm Bodendurchmesser genannt, über deren einstige Gestalt die gut erhaltene untere Hälfte Aufschluss gibt. Der dicke Boden sollte jedenfalls die Standfestigkeit des schlanken Gefässchens erhöhen. — Zu den keramischen Kleinformen seien auch zwei nicht sehr regelmässige Tonsternchen von 2½ cm Durchmesser und ½ cm Dicke gerechnet. Sie bestehen aus dem gewöhnlichen Töpferton und sind nur schwach gebrannt. Verschiedene Umstände sprechen dafür, dass sie von Kinderhand geformt wurden: Einmal wissen wir, dass solche Gebilde immer dort entstehen, wo Kinder mit plastischem Material spielen können. Dann sind an dem einen Sternchen die Fingerabdrücke eines jungen Hallstattmenschen sichtbar.[1]) Wir werden also auf die interessante Tatsache geführt, dass zur Ersteisenzeit nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder auf Burgenrain gewohnt haben.

Auf vielen Gefässresten ist eine reiche Ornamentierung festzustellen. Als Ziermotive dienten hauptsächlich geometrische Muster. Bei grössern Gefässen ist oft der Hals mit der schon erwähnten Kordel geschmückt, die ihm an seiner engsten Stelle reliefartig aufgesetzt wurde. Sie ist sozusagen die einzige naturalistische Verzierung an den hallstättischen Gefässen vom Burgenrain. Die unverkennbare Ähnlichkeit dieser Schmuckleiste mit einem gedrehten Seil ist vielleicht darauf zurückzuführen, dass man mit ihr den aus Weiden hergestellten Reifen an Holzgefässen nachahmen wollte. —

---

[1]) Die deutlich erkennbaren Papillarlinien sind feiner als bei einem heutigen Erwachsenen. Durch mehrfaches Abzählen liess sich ein Verhältnis von 2:3 herausbringen. Ein zehnjähriges Mädchen besass etwas derbere, ein sechsjähriger Knabe etwas feinere Hautlinien als das Hallstattkind. Dieses muss also im Alter von sieben bis neun Jahren gestanden haben, vorausgesetzt, dass es einer normalwüchsigen Rasse angehörte.

Manchmal zieht sich anstelle der Kordel um den Hals eine glatte, kantige Leiste, manchmal auch ein Kranz eingestochener Punkte oder schräg gestellter, kommaähnlicher Kerben. Bemerkenswert ist der aus Fingertupfen bestehende Kranz an einem grössern, rot

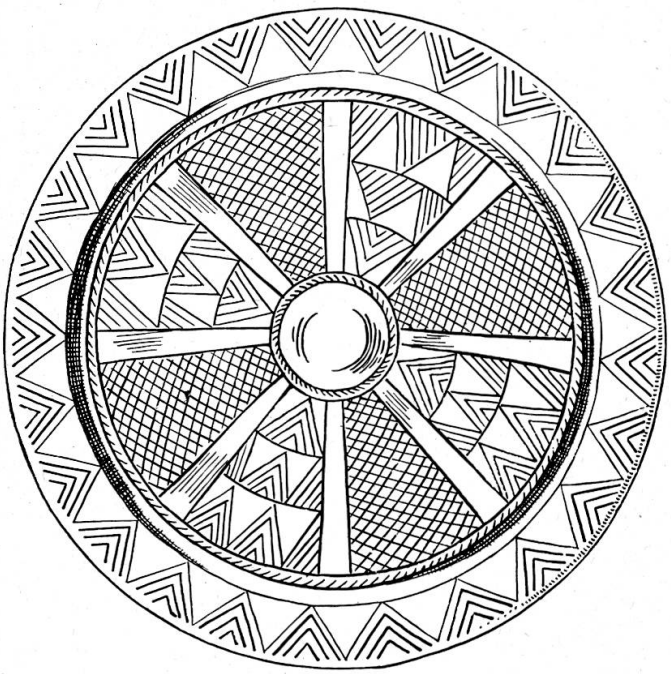


Ausgrabung Burgenrain 1933/34: Keramik (Gefässchultern, -henkel und Böden, rekonstruierte Gefässe, reichverzierte Schale, Schüssel mit Rautengürtel, Spinnwirtel.

bemalten Gefäss, der an einzelnen Stellen noch die Abdrücke der Nägel erkennen lässt. — Grosser Beliebtheit erfreuten sich bei den Sissacher Hallstattleuten anscheinend die Schnurleisten und die Hängedreiecke, ferner ein netzartiges Muster, das aus zahlreichen sich kreuzenden Linien gebildet wird. Gerade bei den eigentlichen Prunkgefässen wurden diese drei Zierelemente angewandt, allerdings nie einzeln, sondern immer miteinander kombiniert. So ist an zwei Scherben, die von der Schulter eines sehr grossen Gefässes stammen, ein Dreiecksband zu sehen, in dem die hängenden Dreiecke abwechslungsweise durch parallel zu einer Seite verlaufende Schraffen und ein Netzmuster ausgefüllt werden. Nach oben wird der Dreiecksgürtel durch zwei Schnurleisten, nach unten durch eine doppelte Rille abgegrenzt. An diese schliesst sich eine zweite Reihe von grössern Hängedreiecken, deren Seiten aus je vier parallelen Linien bestehen. Die einzelnen Dreiecke sind mit einem satten Karmin und einem hellern, ins Gelbliche spielenden Rot bemalt. — Ein flaschenförmiges Gefäss mit sehr dünner Wandung ist ebenfalls durch ein Dreiecksband verziert. Die hängenden Dreiecke sind hier durch ein Netzmuster ausgefüllt, während die aufrecht stehenden durch sogenannte Augen, d. h. ein aus zwei konzentrischen Kreislein bestehendes Schmuckelement, belebt werden. Als Abschluss dienten wiederum eine Schnurleiste und eine Doppelrille. — „Augen" finden sich hauptsächlich auf schwarzer Keramik (das Gefäss mit dem soeben beschriebenen Ornament war von hellroter Farbe). Sie wirken auf der dunkeln Gefässoberfläche umso besser, als die beiden kreisförmigen Rillen einen weissen, kittähnlichen Farbstoff enthalten[1]: Auf einer grössern Scherbe ist ein Augenkranz sichtbar, dem eine weisse Punktreihe parallel läuft; ein weiteres Gefäss ist durch eine recht auffällige doppelte Augenreihe geschmückt. — Etwas steif ausgefallen ist die Verzierung eines kleinen, kugeligen Gefässes aus schiefergrauem Ton: Um den Gefässbauch zieht sich ein aus trapezförmigen Feldern gebildeter Gürtel, den gegen den Hals ein quergestricheltes Band von 1 cm Breite säumt. Dieses Band ist vielleicht als eine degenerierte Schnurleiste aufzufassen. Der Raum innerhalb der Trapeze wird teils durch ein in der Mitte eingezeichnetes Viereckelein, teils durch regelmässig verteilte Punkte belebt. In den Rillen sind wiederum Spuren eines weissen Farbstoffes festzustellen. — Als schönste und reifste Verzierung darf zweifellos ein Rautenmuster

[1]) Spuren einer derartigen Ausfüllung der Rillen lassen sich sehr häufig nachweisen.

gelten, das auf den Fragmenten einer rot bemalten Schüssel von 27 cm Bauchdurchmesser angetroffen wurde: Die auf der Spitze stehenden Rauten ziehen sich als ein 7½ cm breiter Gürtel um die grösste Ausbauchung des Gefässes. Sie werden durch schraffenähnliche Linienzüge herausgearbeitet, die aussen einen 8 mm breiten Rand und in der Figurenmitte ein 2,7 × 3,7 cm messendes „Schildchen" freilassen. In den Winkeln zwischen den einzelnen Rauten wiederholt sich dieses Ziermotiv, und zwar derart, dass sich immer zwei Rautenhälften in die verbleibenden dreieckigen Lücken einschieben. An der Gefässschulter schliessen sich die bekannten Schnurleisten an, die hier 1 cm weit von einander abstehen. — Ähnlich verziert war eine ungefähr gleich grosse Schüssel von derselben Farbe: Der 8½ cm breite Rautengürtel stellt eine leicht abgewandelte Form des vorhin beschriebenen Musters dar. Er unterscheidet sich von ihm nur dadurch, dass er die schraffierten und die ausgesparten Partien in Vertauschung zeigt. Die Rautenseiten bestehen also nicht mehr aus einfachen, glatten Leisten, sondern aus einer Schar gleichlaufender Rillen, während das Schildchen in der Rautenmitte durch ein kleines, schraffiertes Feld ersetzt ist, das von einem ausgesparten „Rahmen" umschlossen wird. Ein senkrechter Streifen, der das Ornament in etwas brüsker Weise zerschneidet, lässt vermuten, dass wir es hier mit einem jener aufgeteilten Ziermuster zu tun haben, die für die Hallstattzeit charakteristisch sind. — Eine recht ansprechende Ornamentierung weisen die zahlreichen Teller oder tellerähnlichen Schalen auf: Von einem Kreislein in der Mitte verlaufen acht Strahlen nach dem Rande des Gefässes und zerlegen so die ganze Innenfläche in acht Sektoren. Jeder Sektor ist entweder mit einem System schraffierter Dreiecke oder einem



Burgenrain 1933/34: Verzierte Schale.

Netzmuster ausgefüllt. Der Rand zeigt einen wolfszahnartigen Dreieckskranz. — Es gelang, eine solche Schale soweit zusammenzusetzen, dass das Landesmuseum eine Rekonstruktion in Gips ausführen konnte. Der Eindruck, den dieses Gefäss auf den Beschauer ausübt, muss ehemals noch tiefer gewesen sein als heute, da es wahrscheinlich mit verschiedenen Farben bemalt war und auch seine linearen Verzierungen besser zur Geltung kamen.— Bei den Ornamenten wollen wir das sogenannte Töpferkreuz nicht vergessen, das auf vielen Böden ersteisenzeitlicher Gefässe zu finden ist. Es wird von zwei sich schneidenden, ziemlich breiten Rillen gebildet, die sich schnurgerade über den Gefässboden hinziehen. Wir erhielten es auf Burgenrain in einer rechtwinkligen und einer — etwas selteneren — schiefwinkligen Form. — Dieses rätselhafte Zeichen hatte wohl kaum ästhetisch zu wirken, wie die übrigen Dekors. Sonst hätte man es nicht an einer Stelle angebracht, wo es für gewöhnlich unsichtbar war. Es lässt sich eher denken, dass es mit den religiösen Vorstellungen der Hallstattleute in irgendwelcher Beziehung stand. Dem Kreuz wurde ja zu allen Zeiten eine magische Wirkung zugeschrieben und vielerorts galt es als heilig. Auch wird es nicht von ungefähr sein, dass es in andern Kulturepochen ähnliche Verzierungen an den Gefässböden gab (z. B. das Hakenkreuz!), die nun sicher als Mittel zur Dämonenabwehr gedacht waren. Doch sollten derartige Fragen in anderem Zusammenhang erörtert werden.

Bei der Betrachtung des gesamten Fundmaterials drängt sich uns noch folgender Schluss auf: Es muss ein sehr prachtliebendes Völklein gewesen sein, das zur Hallstattzeit auf dem Burgenrain droben hauste. Die gut abgewogenen Formen und die fast immer geschmackvollen Verzierungen der Gefässe zeugen sogar von einer gewissen Kultiviertheit des ästhetischen Empfindens. Ohne Zweifel waren auch Gegenstände, von denen nichts auf uns gekommen ist, wie z. B. Stoffe, Kleidungsstücke, hölzerne Gebrauchsgegenstände, so schön gestaltet, ja mit den gleichen Mustern verziert, wie die Keramik. Ein bescheidener Luxus und eine verhältnismässige Wohlhabenheit verleihen somit dem Leben in der stolzen Hallstattfeste sein besonderes Gepräge, und daraus ergibt sich als weiteres, dass wir uns die Burgenrainleute als gesellschaftliche Oberschicht vorstellen müssen, die über eine ärmere, im Tal ansässige Bevölkerung[1]) Herrenrechte ausübte.

[1]) Spuren dieser Talbewohner wurden im Kulmacker bei Sissach, in der Nähe von Zunzgen und auf dem Eifeld bei Gelterkinden entdeckt.

2. Spinnwirtel.

Trotz ihres unbestreitbaren Wohllebens hielten unsere vorgeschichtlichen Siedler die Arbeit hoch in Ehren. Sie waren sogar recht tätige Leute — besonders die Frauen —, wie aus der grossen Zahl von Spinnwirteln hervorgeht, deren wir habhaft wurden. Nach Abschluss der Grabungen von 1933/34 besassen wir nämlich genau 50 Stück dieser tönernen Schwungrädchen. Davon waren 40 Stück noch vollkommen unversehrt und die übrigen 10 Stück in grössern Fragmenten erhalten. — Der Gebrauch der Wirtel dürfte bekannt sein: Sie wurden über das untere Ende der Spindel geschoben und sollten mittelst ihrer trägen Masse zu deren gleichmässiger und anhaltender Umdrehung beitragen. — Bei den Wirteln vom Burgenrain lässt sich ein kugeliger und ein konischer Typus unterscheiden: Die kugeligen Typen besitzen die Gestalt eines mehr oder weniger stark abgeplatteten Ellipsoids. Auf ihrer Oberseite zeigen sie oft eine kleine Eintiefung, die wahrscheinlich den geschwollenen Teil der Spindel aufnehmen musste. Sie sind meistens durch quer über den Wirtelkörper gezogene Rillen, hie und da ausserdem durch ziemlich unregelmässig verteilte Punkte geschmückt. Bei ganz flachen Formen werden die Rillen zu blossen Kerben, durch die der Wirtel dann ein zackiges Aussehen bekommt. Wie die Verzierungen der Spinnwirtel erhalten wurden, lässt sich an einem birnförmigen Stück aus hartem, grauem Material ablesen: In den Rillen ist bei genauem Zusehen eine fast haarfeine Querrippelung zu entdecken. Sie beweist, dass ein metallener Gegenstand, etwa eine Nadel oder das Bruchstück eines Ringes, in der noch weichen Tonmasse abgedrückt wurde. Die konischen Wirtel sind glatt und fast ausnahmslos schwarz bemalt. Sie wurden seltener gefunden, als die kugeligen Typen. Verziert ist ein einziges Exemplar: An seinem äussersten Umfange bemerken wir ein undeutliches, schmales Band, das aus aneinandergereihten Kreuzlein besteht. — Die Durchmesser der Spinnwirtel sind sehr verschieden, sie wechseln zwischen einem und sechs Zentimetern. Möglicherweise hängt diese Vielfältigkeit mit dem versponnenen Material zusammen: Müssen doch die Spinnerinnen vom Burgenrain nicht nur die Wolle ihrer Schafe[1]), sondern auch die Fasern der seit altersher bekannten Gespinstpflanzen (Flachs und Lein) verarbeitet haben.

Die Spinnerei hat nur einen Sinn, wenn sie mit der Weberei Hand in Hand geht. Es kann also nicht anders sein, als dass die

[1]) Vgl. den Aufsatz über die Knochenfunde.

Sissacher Hallstattleute auch in der Herstellung von allerlei Tuchen erfahren waren. Zwar haben sich noch keine Funde als Bestandteile von Webstühlen zu erkennen gegeben. Dennoch sind wir schon heute so weit, dass wir mit Bestimmtheit aussagen können, die Burgenrainleute hätten sich in — vielleicht äusserst prunkvolle — Gewänder aus gewobenen Stoffen gekleidet. Den halbtierischen Wilden, die auf ältern Darstellungen des vorgeschichtlichen Menschen ihr Wesen treiben, waren sie demnach sehr unähnlich!

3. Steinerne und knöcherne Artefakten.

Die überaus grosse Menge von Knochenfunden könnte zur Annahme verleiten, unsere vorgeschichtlichen Siedler hätten ausschliesslich von tierischer Kost gelebt. Dem stellt sich jedoch die Tatsache entgegen, dass sie steinerne Handmühlen besassen: Wir fanden mehrmals flache, kuchenförmige Stücke aus rötlichem Buntsandstein, an denen deutliche Reibflächen zu sehen waren. — Mittelst dieser Mühlen wurden zweifellos Getreidekörner (ob auch Haselnüsse usw. ?) zerrieben. Dies geschah durch hin- und herschiebende Bewegungen (ebene Reibflächen). Das gewonnene Mehl muss zu Speisezwecken gedient haben. — Aus dem soeben Gesagten folgt aber auch, dass zur Hallstattzeit der Ackerbau[1]) in Blüte stand. Vermutlich waren schon damals grosse Flächen unseres Landes gerodet und so der landwirtschaftlichen Benützung erschlossen.

Nicht recht zu unsern ersteisenzeitlichen Funden passen die vielen Steinwerkzeuge und Geräte, auf die wir bei unsern Grabungen stiessen: Sie waren in ihrer Mehrzahl aus dem elfenbeinfarbigen Hornstein gefertigt, der im Neolithikum in unserer Gegend einen Handelsartikel darstellte. An einigen Stücken war noch der braune Mantel des Knollens zu sehen, aus dem sie geschlagen worden waren. Messer, Schaber und flache Lamellen, einseitig und zweiseitig retuschiert, waren die Hauptformen, die von uns gehoben wurden. — Das Paradestück in unserer Sammlung von Steinwerkzeugen ist jedoch ein etwa 12 cm langes Beil aus grünlichem Gestein, wahrscheinlich Serpentin. Es ist ziemlich spitznackig und von ovalem Querschnitt, wäre also dem „westischen" Formenkreis zuzurechnen. — Von einem andern Steinbeil aus dunklerem Material erhielten wir nur den Schneidenteil. Auffällig ist an ihm der feine Schliff, der für eine weitgehend vervollkommnete Bearbeitungstechnik zeugt.

---

[1]) Die Viehzucht ist durch unsere Knochenfunde belegt.

Es wäre verfrüht, aus dem Vorhandensein von Steingeräten auf eine neolithische Siedlungsperiode zu schliessen.[1]) Die Einbettung dieser Funde in die hallstättische Kulturschicht könnte sogar gegen eine solche Annahme ins Feld geführt werden. Einen unumstösslichen Beweis stellt sie zwar auch nicht dar. Zum mindesten aber zeigt sie, dass unsere „neolithischen" Funde durch die Hände der Hallstattleute gegangen sind.

Der Mensch der Vorzeit musste alle Chancen ausnützen, die ihm die karge Natur seiner Heimat bot. Er hat daher Dinge zu Gebrauchsgegenständen gemacht, auf die wir Modernen nie verfallen wären. Als Beispiel hiefür sei ein grosser Belemnit (*Belemnites giganteus*) erwähnt, der beidseitig stark abgenützt ist und offenbar zum Zerreiben oder Zerstossen harter Materialien gedient hat. — Vielfach wurden die Geräte — oder Teile von ihnen — auch aus Knochen oder Hirschhorn hergestellt. Ein knöcherner Pfriem mit durchlochter Tülle sowie eine Geweihfassung (für ein Steinbeil oder einen Steinmeissel?) mögen diese Tatsache illustrieren. — Nicht viel anzufangen wissen wir mit den zahlreichen Versteinerungen (Muscheln, z. B. *Gryphaea oblonga* und unbearbeiteten Belemniten), ferner den beiden kugelförmigen Steinchen, die wir fanden. Noch die beste Erklärung, die wir für ihr Vorhandensein in der Kulturschicht haben, ist die, dass sie von Kindern herbeigeschleppt wurden. Die Versteinerungen haben vielleicht auch zu magischen Zwecken gedient, wie ja noch heute diese einem einfachen Denken unerklärlichen Gebilde mit abergläubischen Vorstellungen verknüpft werden.[2])

Eine gefährliche, wenn auch primitive Waffe für den Verteidiger der Burgenrainfestung stellten die Schleudersteine dar. Wir fanden sie massenhaft in der Kulturschicht. Sie müssen also gebrauchsfertig in den Hütten gelegen haben, die an den Wall lehnten, etwa so, wie in jüngerer Vergangenheit die Kanonenkugeln eines Forts hinter den Brustwehren aufgestapelt waren. Die meisten dieser Geschosse sind von Faustgrösse. Sie besitzen als Rundkiesel[3]) eine ballistisch gute Form.

---

[1]) Inzwischen ist eine neolithische Besiedelung des Burgenrains sichergestellt worden. Siehe auch weiter vorne!

[2]) Sie gelten z. B. noch vielerorts als Blitzschutz.

[3]) Nach einer Mitteilung von Dr. Leuthardt bestehen sie aus Quarzit, Buntsandstein, Schwarzwaldgranit oder verschiedenen Gesteinen des weissen Juras; sie wurden also nicht in der Ergolz geholt, wie man annehmen könnte!

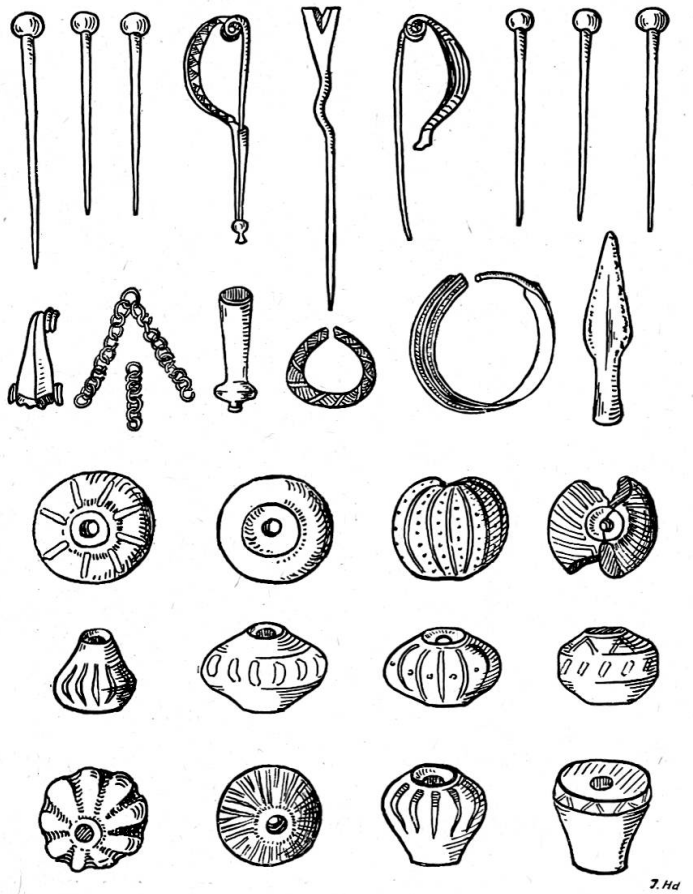
4. Metallene Gegenstände.

Mit dem Eisen wurden die nord- und mitteleuropäischen Völker etwa im neunten Jahrhundert v. Chr. bekannt. In der spätern Hallstattzeit, die auf 600—400 v. Chr. anzusetzen ist, stand die Gewinnung und Bearbeitung des silbern glänzenden „neuen" Metalls bereits auf hoher Stufe. Die in frühern Jahrhunderten so viel verwendete Bronze schien dem Menschen daher nur noch zur Herstellung von Schmucksachen zu taugen.

Auf Burgenrain wurde bronzener Zierrat reichlich aufgefunden. Gleich, als wir die Kulturschicht das erstemal anschnitten, fiel uns eine Bronzenadel in die Hände. Sie war etwa 4 cm lang und besass ein kugeliges, schwach zusammengedrücktes Köpfchen. Irgendwelche Verzierungen waren nicht vorhanden. — In der Folge erhielten wir noch ein genaues Dutzend gleich und ähnlich gestalteter Nadeln. Eine etwas grössere Nadel war am hintern Ende spatelförmig verbreitert und in der Mitte aufgeworfen. Es ist anzunehmen, dass ihre Krümmung ein besseres Festhalten gewährleisten sollte. Das platte Ende wies eine kleine Einkerbung auf. — Wozu diese Nadeln gedient haben, wissen wir nicht. Doch werden wir kaum fehl gehen, wenn wir vermuten, dass sie zum Zusammenstecken der Gewänder dienten. Sie erfüllten somit eine Aufgabe, die heute den Knöpfen zugedacht ist.

Als wichtige Leitfunde der Hallstattzeit gelten die Fibeln. Auf Burgenrain stellten sich diese vorgeschichtlichen Sicherheitsnadeln in grösserer Anzahl ein. Leider fehlen so charakteristische Typen wie die Pauken- und die Schlangenfibel bis heute unter unserm Fundmaterial. Auch die Kahnfibel blieb als Fund vereinzelt. Die Bogenfibel dagegen kam in sehr verschiedenen Formen und Grössen zum Vorschein. — Der erste Vertreter dieses Typs, auf den wir bei der Freilegung eines ehemaligen Hüttenbodens stiessen, fiel durch seine Kleinheit auf. Doch hatte er den grossen Vorzug, dass er unversehrt war. Er sei daher näher beschrieben: Wie alle Hallstattfibeln, die bisher in der Schweiz und in Süddeutschland gefunden wurden, ist er einseitig gefedert. Der Bogen beansprucht ziemlich genau seine halbe Länge und läuft in einen geraden Fuss aus, der an seinem Ende ein äusserst typisches Köpfchen trägt. Der Fuss ist als Scheide ausgebildet, die den Dorn aufzunehmen hatte, durch welche Vorrichtung der menschliche Träger des Schmuckstückes vor Stichen und andern Verletzungen geschützt war. Auf dem Bogen ist eine feine Ziselierung zu sehen, die aus einem Zickzackbande besteht. Die andern Fibeln waren zumeist grössere, aber

auch ungeschlachtere Stücke. Sie zeigten fast alle irgend eine Beschädigung. Dank der Freundlichkeit des Landesmuseums besitzt ein Vertreter dieser grossen Formen, dem der Dorn abgebrochen war, wieder sein ursprüngliches Aussehen. Überrascht hat uns die Auffindung kleiner Bronzekettchen mit 1 mm langen Gliedern und einem ringförmigen grössern Mittelglied. Sie wurden alle an derselben Stelle gefunden und gehören somit zusammen. Wahrscheinlich haben auch sie als Zierrat gedient. — Ein bevorzugter Schmuck der Sissacher Hallstattleute waren die Ringe. Wir haben sie in recht unterschiedlichen Formen und Grössen zutage gefördert. Unter den kleineren Stücken ist eins von 10 mm Durchmesser hervorzuheben, das durch ein kaum erkennbares Dreiecksmuster verziert ist. — Die Ohrringe setzen durch ihre respektablen Grössen in Erstaunen: Nach ihren Bruchstücken zu schliessen, hatten sie nicht selten einen Durchmesser von mehr als 10 cm. Sie waren jedenfalls ein schöner, aber kein angenehm zu tragender Schmuck! Die ganz grossen Typen liegen nur in Fragmenten vor. Dagegen fanden wir einen kleinern, 4,8 cm weiten Ring, der fast unbeschädigt ist: Er besteht aus einem breiten, gerippelten Bronzeblech, dessen beide Enden ein Schloss gebildet haben. Von diesem ist jedoch nur noch der Dorn vorhanden, während die Öse fehlt. — Als Überbleibsel eines (anders gestalteten!) Schlosses ist vielleicht auch ein kleines, rundes Loch aufzufassen, das zweimal an Ringfragmenten ange-



Ausgrabungen Burgenrain 1933/34: Bronzenadeln, Bogenfibeln, Fragment einer Kahnfibel, Bronzekettelchen, Tülle, Ringe, eiserne Pfeilspitze, Spinnwirtel.

troffen wurde. Auffälligerweise war eines dieser „gelochten" Fragmente kettengliederartig mit einem andern, ebenfalls gebogenen Bruchstück verbunden. Ob der hallstättische Besitzer den schon zersprungenen Reifen noch weiter als Schmuck gebrauchen wollte?

Über einzelne Bronzefunde sind wir uns vorläufig nicht klar geworden. Wir werden noch am besten tun, wenn wir sie als Teile grösserer Gegenstände erklären. Zum Beispiel besitzen wir ein kleines, bearbeitetes Blech, das vielleicht zu einem Gürtelbeschläge gehört. Im weitern wäre hier eine Tülle mit dem schon bei den Fibeln erwähnten Köpfchen (das aus einem linsenförmigen grössern Teil besteht, dem ein konischer Knopf aufgesetzt ist) zu nennen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass dieses verhältnismässig grosse und schöne Fundstück die Spitze einer Dolchscheide darstellt.

Zu einem wichtigen Ergebnis führte eine Reihe chemischer Analysen, die mit verdankenswerter Bereitwilligkeit Herr W. Chrétien-Horand in Basel vornahm. Sie erbrachten nämlich den Beweis, dass bei den Bronzen vom Burgenrain das „klassische" Mischungsverhältnis von 90% Kupfer und 10% Zinn nicht besteht. Folgende Angaben mögen dies erläutern:

In einem Bronzegegenstand wurden gefunden:

Kupfer	82,23
Zinn (Sn)	12,45
Blei	0,68
Zink (Zn)	3,68
Nichtmetallische Bestandteile . .	0,96

Überraschen muss hier der hohe Gehalt an Zink. Denn allen andern Bronzen aus dem Gebiete der Schweiz, die chemisch untersucht worden sind, war dieses Metall nur in Spuren beigemengt. Auch galt bisher als feststehend, dass das Zink erst zur Zeit der römischen Kaiser nach Europa gelangt sei. Weshalb nun sein reichliches Vorkommen in prähistorischen Bronzen? Und warum zeigen diese eine derart moderne Zusammensetzung (hoher Gehalt an Zink und Zinn)?

Das Eisen ist vergänglicher als die Bronze, die in ihrer grünen Patina einen vorzüglichen Schutz gegen die Korrosion besitzt. Es war daher vorauszusehen, dass die eisernen Funde minder zahlreich sein würden, als die bronzenen. Immerhin dürfen wir unsere Ausbeute an Eisengegenständen als zufriedenstellend betrachten.

Interessieren wird hier, dass häufig eiserne Schmucksachen, vor allem Ringe, gefunden wurden. Aber auch kleinere Gebrauchsgegenstände aus Eisen sind nicht ausgeblieben. So erhielten wir eine Pinzette, mehrere Nägel, Teile von Schnallen, eine grössere Nadel, die statt eines Köpfchens einen schräggestellten Ring aufwies usw. Ob das Bruchstück eines Hufeisens nicht erst später in die Kulturschicht hineingeriet, bleibe dahingestellt. — Von einem Messergriff stammt vielleicht ein schmaler, spatelförmiger Eisenstreifen, der in einem Ringe (einer Aufhängevorrichtung?) endigt. Am gegenüberliegenden breitern Ende ist noch ein kleines Loch zu erkennen, das offenbar einen Nagel oder eine Niete aufzunehmen hatte. — Den schönsten eisernen Fund, der auch auf die Anwesenheit von kriegerischen Männern in der Siedelung hindeutet, bildet jedoch eine gut erhaltene Pfeilspitze. Sie ist von lanzettlicher Gestalt, besitzt also keine Widerhaken. Am Schaft war sie mittelst einer Tülle befestigt, von der wahrscheinlich eine Rippe nach der Spitze hin verlief, die aber wegen des Rostes nicht mehr sichtbar ist.

Dass auf Burgenrain auch die Kunst der Eisengewinnung geübt wurde, verraten die vielen Schlackenstücke, die an einzelnen Stellen, besonders im Schnittgraben 3, gefunden wurden. Sie müssen einem Schmelzofen entstammen, der nahe dem Fundort im Betrieb war. Da es in unserer Gegend zahlreiche Erzvorkommen gibt, so ist das Bestehen von Eisenschmelzen auf Burgenrain eigentlich nicht zu verwundern.

* * *

Wenn wir unsere Hallstattfunde in ihrer Gesamtheit überblicken, so kommt uns zum Bewusstsein, dass sie eine ganz einseitige Auswahl des ehemaligen Hütteninventars darstellen. Handelt es sich doch bei ihnen fast ausschliesslich um Dinge, die infolge ihrer Kleinheit leicht verloren gingen oder vom Besitzer wegen irgendeiner Beschädigung weggeworfen wurden. — Nun wissen wir von andern Stationen her, dass der Hallstattmensch auch eiserne Werkzeuge und Waffen besass. Bis zur Stunde blieben uns aber diese wichtigen Kulturzeugen vorenthalten (wenn von der oben beschriebenen Pfeilspitze abgesehen wird). Ihr gänzliches Fehlen hat sicher etwas zu bedeuten. Vielleicht hängt es sogar mit den Geschehnissen zusammen, die schuld daran waren, dass die hochgelegene ersteisenzeitliche Feste schliesslich einging und verödete.